

(Nachdruck verboten.)

19)

## Mafia.

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.

Sie lag einen Augenblick und dachte nach. Dann sagte Crocifissa:

„Du kannst ja nicht in mein Inneres sehen. Du weißt ja gar nicht, wie mir zu Mute ist.“

„So wollen wir von anderen Dingen reden.“

Er versuchte von Bionda zu sprechen, von Angelo und allen anderen daheim. Sie stand den meisten Dingen wunderbar fern. Er merkte, daß ihr Gedanke sich von der Außenwelt zurückgezogen hatte und sich nur mit Gewalt, unter Schmerzen von seinem eigenen kleinen Kreis mystischer Bilder entfernen ließ.

Er machte sich Vorwürfe, zu lange fortgewesen zu sein. Sie war ihm gleichsam aus den Händen geglitten — in das Dunkel hinaus.

Das vertrauliche Gespräch wurde von Silvia unterbrochen. Die Gräfin erwartete ihren Sohn unten im Kabinett.

Die Gräfin zitterte über den ganzen Körper vor Nervosität, aber sie hatte sich vorgenommen, ruhig zu sein, was auch kommen mochte. Sie wollte mit Ettore nicht brechen.

Als er eintrat, ließ sie ihm nicht Zeit zu sprechen. Sie warf sich an seine Brust und flehte:

„Ettore, ich weiß, daß Du kommst, um mich zu richten, aber Du darfst mir nicht zürnen. Du weißt, daß ich doch bei allem, was ich tue, an Euch denke. Niemand konnte wissen, daß es so enden würde, und ich mußte doch Angelo und seine Braut schützen. Was wollte das Mädchen hier unten!“

„Vermutlich mir ersparen, ihn niederzuschlagen als den Hund, der er ist!“

„Wie abscheulich Du sprichst! Er hat Unglück gehabt, im übrigen ist er nicht ärger als die anderen jungen Männer, und ist er einmal verheiratet, so wird er ruhig werden wie alle anderen.“

„Und Rusidda?“

„War mit Angelo einig. Sind wir schuld daran, daß die Sizilianer eine afrikanische Moral haben, die Calogeros schwachen Kopf verwirrte? Kann Angelo dafür, daß dies Büppchen ihm aus Rom nachgereist kam?“

„Die waren wohl auch einig?“

„Gewiß!“

„Er hatte bloß die kleine Formalität vergessen, ihr mitzuteilen, daß ihre Verlobung aufgehoben sei, ehe er eine neue einging.“

„Sie mit einem Grafen verlobt! Nennen wir es beim rechten Namen, Ettore! Eine Liaison — basta!“

„Wir sprechen jeder unsere Sprache. Anderer Leiden existieren für Dich nicht. Du kannst nur an Dich selbst denken und an die Deinen, wie Du sagst. Aber haben die Ereignisse Dich nicht lehren können, daß Deine Pläne kurz sind, wie alle Weiberkniffe? Daß Du nur um die erste Ekte siehst, während die Nemesis hinter der zweiten steht? Du willst Deinen Jungen um Dich haben, und Du hast ihn zu einem Tunichtgut gemacht mit allen Voraussetzungen, als Verbrecher zu enden. Du wiesest Deine Tochter von Dir, überliebest sie den Priestern und den Gedanken der Einsamkeit. Und was erntest Du nun außer der Geisteskrankheit, die lauernd auf der Schwelle steht? Du glaubst, Macht um Dich zu sammeln. Du kaufst Günstlinge und läßt sie vom Staate bezahlen, Du belohnst Taugenichtse und Schwindler auf Kosten der Rechtschaffenen und Tüchtigen. Aber Du siehst nicht, daß es sich auf die Dauer rächt, mit schlechtem Material zu bauen. Diese Art Häuser stürzt eines Tages ein. Du willst nicht verstehen, daß Du unseren Namen, meinen Namen zu einem Schimpf machst, den ich mein ganzes Lebenlang nicht abwaschen kann. Ich habe niemals ein anderes Erbe von meinem Vater verlangt als einen reinen Namen — und Du hast ihn besudelt.“

„Gernach, gemacht, junger Herr! Diesen selben Namen hast Du durch Blätter geschleppt, die ich zu nennen mich schäme. Du läufst wie ein Narr im Kielwasser anderer Narren und Phantasten. Du machst Dich selbst zu einem Ba-

jazzo. Zu diesem Zweck kann mein armer Name wohl gut genug sein.“

Ettore hatte gelernt, sich zu beherrschen. Aber den Giftbissen seiner Mutter gegenüber verließ ihn jedesmal die Fassung. Sie waren desselben Blutes. Und wenn das seiner Mutter wallte, siedete das seine.

„Du siehst so tief in Deiner Mafia, daß Du nicht mehr zwischen Recht und Unrecht unterscheidest. Dein Ideal eines Mannes ist ein Taugenichts, ein Verbrecher im Zylinder. Dein Ideal eines Weibes ist eine Hure, eine Kupplerin, eine Mörderin. Du bist Dein eigenes Ideal. Nun weißt Du die Meinung Deines Sohnes.“

Giermit ging er und schlug die Türe hinter sich zu.

Die Gräfin wurde rotblau im Gesicht. Sie warf einen Stuhl zu Boden, daß die Beine zerplitterten. Eine Karaffe und ein Glas folgten nach. Dadurch erhielt sie soweit Luft, daß sie sich der Länge nach auf den Teppich werfen und heulen konnte, wobei sie mit den Beinen zappelte, wie ein gebundenes Tier, ihr Taschentuch zerbiß und es in winzig kleine Stücke fezte.

Ettore war fast die Treppe hinabgekommen, als er des Grafen Stimme von oben hörte.

„Was gibt es hier?“

„Mutter und ich haben einander unsere Meinung gesagt.“

Der Graf kam näher, verlegen und zutunlich.

„Ich wollte Dir bloß sagen, Ettore, daß ich von alledem, was geschehen, nichts wußte — und daß ich es mißbillige.“

„Selbstverständlich! Ich habe immer gedacht, daß Du ein bonnetter Mann sein könntest, wenn Du nicht so faul wärest — und so sanft — und dumm!“

Der Graf blieb steif und glohend stehen, ohne sich zu einem Zornesausbruch ermannen zu können.

„Warum willst Du mich beleidigen, Ettore?“ fragte er pathetisch.

„Ja, Du hast recht! Lebwohl!“

Ettore war kaum auf die Straße gekommen, als ihm Crocifissa in den Sinn kam. Es legte sich ihm auf die Brust, daß er eine Uebereilung begangen habe, die an ihr gerächt werden würde.

Er eilte zum Hotel Belvedere, hieß den dicken phlegmatischen Wirt nach Ingenieur Lo Forte senden, sobald dieser aus den Minen heimgekehrt sei, und suchte sogleich sein Zimmer auf. Einen Augenblick genöß er die freie strahlende Aussicht über den teureren Heimatsstrand. Dann schloß er die Läden, kleidete sich ganz aus und warf sich auf das Bett. Er war die ganze Nacht gereist und hatte gewacht; das Blut hämmerte in seinem Nacken.

Aber er war zu erhitzt, um schlafen zu können. Das Bett unter ihm wurde heiß und feucht.

Er klingelte, bestellte Bier und leerte fast eine halbe Flasche und fiel in einen tiefen Schlaf, aus dem er erst erwachte, als Letterio an die Türe klopfte, um zu erfahren, wann er den jungen Grafen zum Zuge fahren dürfe.

Die Antwort klang weder freundlich noch aufklärend, Letterio schien sie aber im besten Sinne aufzunehmen.

Es war spät geworden. Er wollte rasch ins Kloster gehen, um sich noch einmal nach Assunta zu erkundigen.

Das Kloster war nicht in dem gewöhnlichen Stil der Klöster gebaut; es schien ursprünglich nicht für den heiligen Gebrauch berechnet. Die vier Flügel umschlossen einen engen Hof mit umlaufenden offenen Galerien, von denen sich Türen in die Zimmer aller Stockwerke öffneten.

Man mußte im äußeren Treppengang klingeln, um in den inneren zu gelangen, der unten zur Kapelle, oben zum Sprechzimmer führte.

Ettore wurde von einer Nonne empfangen, die, oberhalb der Treppe stehend, ihn nach Namen und Anliegen fragte.

Er mußte eine Weile im Sprechzimmer warten, das einen etwas ärmlichen Eindruck machte. Der Fußboden war aus Backstein und mit einem dürftigen Teppichläufer bedeckt; an allen Wänden standen unbequeme Bänke mit Rissen. Ihr heiliges Gepräge erhielt die Stube nur von den vielen Heiligenbildern an der Wand und einigen Wachsfiguren, die in Wäldern von Papierblumen unter Glasglocken standen.



Ein junges Mädchen in Lacentracht kam herein und hat ihn in einem gereizten Ton, ihm zu folgen.

Während sie über das Bett gelehnt standen, schlug Assunta ein paar Sekunden die fiebergänzenden Augen auf, sah Ettore an und sagte:

„Dank, Angelo, ich wußte ja, daß Du kommen würdest.“

Dann versank sie wieder in ihre Betäubung.

Das junge Mädchen zog Ettore ans Fenster. Ihre Stimme zitterte vor Trost und Groll, als sie zu ihm sagte:

„Dies ist ein Verbrechen, das das Herz zerreißt!“

„Sie haben recht!“

„Warum kommt Ihr Bruder nicht? Er hat sich nicht so viel um Assunta gekümmert.“

„Mutter will es wohl nicht. Es ist vielleicht auch für Assunta am besten.“

„Ich hasse Ihre Mutter. Sie saß gestern hier und küßte Assuntas Hände und weinte. Ich hätte sie erschlagen können!“

Es war eine sprühende Energie in dem Groll des jungen Mädchens. Sie schien sich Lust machen zu müssen, gleichgültig, wen sie traf. Vielleicht hoffte sie, daß die Worte dort hin gelangen würden, wohin sie zielten.

Indessen kam die besagte Priorin, warf einen strengen Blick auf Diambra, die eigenmächtig einen Mann in das Krankenzimmer gelassen hatte, war aber im übrigen ganz lächelnde Untertänigkeit dem jungen Grafen gegenüber, den sie von Kindesbeinen an kannte.

Ettore machte den Aufenthalt kurz; es genügte ihm, zu wissen, daß Hoffnung für Assunta vorhanden sei. Ihre Mutter war ein wenig ruhen gegangen, um die Nachtwache übernehmen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

## Schulkameraden.

Von Adrien Wéltj.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Dr. Josephsohn. Im Gefängnis von Mazas während des Vormittag-, spaziergangs.“

(Chapard, Versigny, Untersuchungsgefängene).

Chapard (sich Versigny nähernd): „Verzeihung, mein Herr, habe ich die Ehre mit Herrn Versigny?“

Versigny: „Mein Name ist Versigny.“

Chapard: „Versigny? Julius Eugen Versigny?“

Versigny: „Allerdings; Julius Eugen Versigny. Aber darf ich meinerseits fragen, mit wem...?“

Chapard: „Du erkennst mich nicht?“

Versigny: „Wie beliebt? ... Nein, mein Herr, ich erkenne Sie nicht. Meines Wissens sehe ich Sie heute zum ersten Male in meinem Leben.“

Chapard: „Aber ich bin doch Chapard! Josef Chapard!“

Versigny: „Chapard?“

Chapard: „Natürlich, Chapard! Erinnerst Du Dich nicht? Wir saßen auf dem Gymnasium immer neben einander. Im Lateinischen und Griechischen hatten wir...“

Versigny: „Einen Augenblick! ... Ach ja, jetzt entsinne ich mich! Also Sie ... also Du bist's? Du hast Dich aber sehr verändert!“

Chapard: „Und Du bist genau der nämliche geblieben.“

Versigny: „Wirklich? ... Und hier muß ich Dich wiederfinden? Unglückseliger, was hast Du verbrochen, daß man Dich hierher...?“

Chapard: „Ja, das wollte ich Dich gerade auch fragen! Welchem glücklichen Zufall...?“

Versigny: „Kein Zufall, sondern ein Mißverständnis!“

Chapard: „Na, na ... Du wirst mir doch nicht einreden wollen, daß Du, vielleicht auf der Wohnungsjuche, versehenlich in den Gefängnis Hof geraten bist?“

Versigny: „Hahaha! Immerwitzig und humoristisch! Nach dieser Richtung hast Du Dich absolut nicht verändert!“

Chapard: „Meine Frage war wohl etwas indiskret? Na, sei mir deshalb nicht böse! Jedenfalls gehörst Du zur Gilde, und das ist die Hauptsache. Ich freue mich wirklich darüber, denn nun werden wir doch des öfteren Gelegenheit haben, uns zu sehen.“

Versigny: „Zur Gilde? Wie ... wie meinst Du das?“

Chapard: „Na, das ist doch klar! Weshalb wärest Du denn sonst hier? Ich bin hier Stammgast. Bist Du zum erstenmal im Gefängnis?“

Versigny: „Ja, und ich habe berechtigten Grund zu hoffen, daß das gegen mich schwebende Verfahren eingestellt werden wird.“

Chapard: „Das sagt man immer beim ersten Mal.“

Versigny: „Oh! Du mußt nicht alle Leute über einen Kamm scheren, mein bester Chapard! Daß Du mich hier siehst, verdanke ich einer Reihe von Umständen...“

Chapard: „An denen Du so unschuldig bist wie ein neugeborenes Kind?“

Versigny: „Allerdings! Als Aufsichtsratsmitglied der „Aktiengesellschaft zur Erfindung des leuchtbaren Luftschiffs...“

Chapard: „Ei sieh mal an!“

Versigny: „... als Vorstandsmitglied der „Aktiengesellschaft zur Verwertung der atmosphärischen Kohlensäure...“

Chapard: „Alle Achtung!“

Versigny: „... als Vorsigender des Aufsichtsrats der „Aktiengesellschaft zur Verwertung der Lava der polynesischen Vulkane...“

Chapard: „Donnertwetter!“

Versigny: „... bin ich, wie Du Dir leicht denken kannst, häufig der Gegenstand bitterer Klagen und Beschwerden seitens der Aktionäre.“

Chapard: „Du hättest sie ruhig klagen und sich beschweren lassen sollen.“

Versigny: „Das habe ich auch getan. Aber diese Klagen und Beschwerden, die selbstverständlich vollkommen unbegründet waren, haben eine ebenso große Zahl von Prozessen zur Folge gehabt, die...“

Chapard: „Prozesse? Das ist fatal!“

Versigny: „Oh! Ich bin unbesorgt. Ich bin noch nicht vernommen worden, aber ich garantiere Dir dafür: nach dem ersten Verhör wird meine völlige Unschuld über jeden Zweifel erhaben sein! Ich wette, man wird mir nichts, absolut nichts beweisen können!“

Chapard: „In der Tat, wenn man Dir nichts beweisen kann...“

Versigny: „Ich werde also binnen kurzem wieder die Leitung der wichtigen Unternehmungen antreten können, denen ich meine ganze Energie, meine ganze Arbeitskraft widme... Aber Du, alter Freund, darf man fragen, was...?“

Chapard: „Ach! Das ist nichts weniger als interessant!“

Versigny: „Doch! Doch! Erzähle mir!“

Chapard: „Na meinnetwegen! Also — Du weißt, daß ich schon im Gymnasium nicht gerade auf Rosen gebettet war... Das erinnert mich übrigens daran, daß ich Dir noch immer hundert Sous schuldig bin.“

Versigny: „Oh! Das eilt ja nicht!“

Chapard: „Um so besser! ... Trotz meiner beschränkten Mittel machte ich große Ansprüche. In der Beziehung habe ich mich notabene vollkommen geändert: ich bin bescheiden geworden, sehr bescheiden! ... Ich begann also, die Klubs zu besuchen...“

Versigny: „Schlechtes Geschäft!“

Chapard: „Das habe ich auch bald bemerkt... Eines Abends oder vielmehr eines Nachts kamen ein paar Spieler, die ich etwas heftig gerupft hatte, auf die unglückliche Idee, zu entdecken, daß ich mogelte.“

Versigny: „Und — stimmte das?“

Chapard: „Ich muß gestehen, daß die Tatsachen gegen mich sprachen.“

Versigny: „Dummkopf! Konntest Du denn nicht arbeiten wie ich?“

Chapard: „Ich hatte keine Kapitalien.“

Versigny: „Das ist kein Grund! Wenn man immer die nötigen Kapitalien hätte, wo bliebe dann die Schwierigkeit... und der Profit?“

Chapard: „Da hast Du recht! ... Nach einigen Monaten — beschaulicher Zurückgezogenheit faßte ich den Entschluß, mich auf ehrliche, anständige Weise durchs Leben zu schlagen.“

Versigny: „Bravo!“

Chapard: „Ich wurde Buchmacher auf der Rennbahn.“

Versigny: „Pstui Teufel!“

Chapard: „Das sagst Du so! Aber was blieb mir übrig? Ueber die nötigen Kapitalien verfügte ich nicht, wie ich bereits bemerkt habe... Ja, wenn ich damals getwagt hätte, was Du für ein großes Tier bist, hätte ich Dich gebeten, mich...“

Versigny: „Hm...“

Chapard: „Im Anfang ging das Geschäft ausgezeichnet. Ich hatte mich mit mehreren einflußreichen Jockeys liiert, ich hatte meine Verbindungen überall und...“

Versigny: „Ja, aber wie kommt es, daß wir einander nie begegnet sind?“

Chapard: „Ich arbeitete ausschließlich auf dem grünen Rasen.“

Versigny: „Ja, dann allerdings...“

Chapard: „Kurz, ich war sehr zufrieden. Ich konnte mir halb Pferd und Wagen halten. Ich schaffte mir nach und nach einen gebiegenen Rennstall an und beschloß, meine Gänge unter anderem Namen laufen zu lassen. Ich kannte einen Haufen Schauspielerinnen, die mich um gute Tips anbettelten und mir zum Dank dafür ihre Liebe schenkten. Mit einem Wort, das Glück lächelte mir... Gott! ja, es kamen natürlich ab und zu kleine... kleine Unstimmigkeiten mit unglücklichen Wittern vor, aber da meine Wäcker sich in tadelloser Ordnung befanden, und man auch nicht die Spur eines Beweises dafür hatte, daß ich...“

Versigny: „Und Dein Gewissen?“

Chapard: „Das war ruhig... Aber eines schönen Tages wurde ich durch den Jockey Strudmann hineingelegt... Soch ein Schuft! Der Kerl hat mich um mein ganzes Vermögen gebracht! Verkauft mir die Kanaille für schweres Geld einen todssicheren Tip. Ich setze alles darauf, was ich besitze, gehe die weitgehendsten Ver-



pflüchtungen ein und werde schmäzlich enttäuscht. Ein Doutsider macht das Rennen!

Versigny: „Eine fatale Ueberraschung!“

Chapard: „Du kannst Dir denken! Ich sah derartig böse in der Tinte, daß ich genötigt war, meine — wie sagt man doch gleich in der Geschäftswelt? — meine Zahlungen einzustellen!“

Versigny: „Ja, ja, das übergroße Vertrauen! Das richtet uns zugrunde... Eine Figarette gefällig?“

Chapard: „Mit Vergnügen! ... Donnertwetter! Rauchst Du ein feines Kraut!“

Versigny: „Ein Geschenk des Rhediven! ... Also Du sprachst eben von...?“

Chapard: „Kurz, ich sah mich von neuem genötigt, mehrere Monate das Zimmer zu hüten.“

Versigny: „Und hat diese Kur Dich wenigstens gebessert?“

Chapard: „Nah! Jetzt war mir alles egal! Ich fühlte, daß ich bei meinem Reich doch niemals auf einen grünen Zweig kommen könnte. Und tatsächlich bin ich seit dieser Zeit bei jedem Coup, den ich in Angriff nahm, von einem unerhörten Mißgeschick verfolgt worden.“

Versigny: „Du hast Dein Geld verloren?“

Chapard: „Nein, aber man hat mich stets erwischt.“

Versigny: „Armer Freund! Wie schade, daß wir einander nicht früher getroffen haben! Ich hätte Dir in einem meiner zahlreichen Unternehmen eine Stellung geschaffen. Unter meiner Leitung wärest Du zweifelsohne ein brauchbares Mitglied der Gesellschaft geworden.“

Chapard: „Wie Du.“

Versigny: „Wie ich.“

Chapard: „Leider läßt das Geschehene sich nicht ungeschehen machen.“

Versigny: „Ja, ja, ein jeder hat schon sein Geschick.“

Chapard: „Das stimmt... Aber da läutet es. Die Freistunde ist vorüber.“

Versigny: „Mein lieber Chapard, ich freue mich sehr, daß ich Dich gesehen habe.“

Chapard: „Ich ebenfalls, verehrter Versigny. Es tut wohl, solche Jugenderinnerungen aufzufrischen... Adieu!“

Versigny: „Adieu?“

Chapard: „Ja, ich reise morgen zu einer längeren... Sommerfrische nach Clairvaux.“

Versigny: „Für wie lange?“

Chapard: „Das weiß ich wahrhaftig nicht! Es liegt solche eine Menge von Urteilen vor, daß ich mich darin absolut nicht zurechtfinden kann!... Ob wir uns noch einmal im Leben wiedersehen?“

Versigny: „Ja, wer weiß? ... Ich glaub's nicht... Wenn Du herauskommst, wirst Du wahrscheinlich sehr beschäftigt sein... Und ich meinerseits, verstehst Du... es wird mir sehr... hm... sehr schwierig sein, Dich zu empfangen... wegen meiner Freunde... meiner Beziehungen...“

Chapard: „Ich verstehe... Uebrigens — wer weiß? — vielleicht sehen wir uns einmal hier wieder?“

Sie schütteln einander die Hände und trennen sich.

# „Handfertigkeit“-Unterricht.

Von Otto Kühle.

Daß einer guten Sache durch einen unglücklichen Namen unter Umständen recht schlecht gedient sein kann, dafür darf das Schicksal der Bewegung für Einführung der Knabenhandarbeit in Deutschland als Schulbeispiel angeführt werden.

Im Jahre 1876 hielt der frühere dänische Mittelmeister v. Clauson-Raas in Berlin eine Versammlung ab, um für die Idee der Handbildung durch die Schule in Deutschland Woden zu gewinnen. Er forderte Handfertigkeit der Schulkinder zur Förderung des Hausfleißes, um so die vorhandene Hausindustrie leistungsfähiger zu gestalten und durch neue Zweige auszubauen. Ein von der Ideologie des Kleinbürgertums unternommener Versuch, das Handwerk vor der erdrückenden Uebermacht des Großkapitals zu retten. Nächste Folge der Clauson-Raasschen Agitation war die Gründung eines Zentralkomitees für Handfertigkeit und Hausfleiß, aus dem sich später der Deutsche Verein für Knabenhandarbeit entwickelt hat. Handfertigkeit und Handfertigkeitunterricht blieben Grundforderungen der Bewegung und stehen noch heute in ihrem Programm wie im eisernen Bestande ihrer Agitations Schlagworte obenan. Gerade diese Begriffe und Beziehungen aber sind ihr zum Verhängnis geworden.

Es läßt sich in diesem Zusammenhange kaum ein Wort denken, das mehr zu Irrtümern reizt, zu Mißverständnissen und schiefen Auffassungen verleiten könnte als das Wort Handfertigkeit. Die Hand soll „fertig“ gemacht werden, wozu denn fertig? Und was ist „Fertigkeit“? Handfertigkeit etwa in der Bedeutung wie Fingerfertigkeit? Dann ließe sich wohl auch von Mund- und Augenfertigkeit sprechen? Gilt es überhaupt bloß die Hand zu üben? Mit nichten, auch Arm und Fuß, Rücken, Nacken, Schulter und Schenkel. Und bloß den Körper? Nein, auch den Geist. Handgeschicklichkeit hat ihren Sitz eigentlich nicht in der Hand, sondern im Hirn. Ebenso jede andere bewußte physische Tätigkeit.

Hobeln, Sägen, Feilen, Schmieden sind die Grundlage für spätere ersprißliche Körper- und Geistesfähigkeit; die physischen und intellektuellen Anlagen und Fähigkeiten der Kinder sollen durch den Handarbeitsunterricht angeleitet und entwickelt werden, damit jeder einzelne im sozialen Lebensprozeß zu möglichst ergiebiger Mitarbeit und tatkräftiger Anteilnahme befähigt werde. Wie sad, wie nichtsagend, einen Unterricht, der die Enkfaltung des ganzen menschlichen Wesens bezweckt, der die Vielseitigkeit der Schüler-individualität in all ihren Regungen, Aeußerungen, Bedürfnissen und Entwicklungsmöglichkeiten umfaßt wissen will, als „Handfertigkeit“-unterricht zu bezeichnen.

Jedoch — es wurde schon bemerkt — für Clauson-Raas und seine Freunde war die Arbeit in der Schule noch nicht Erziehungs-mittel. Für sie diente sie lediglich sozialen Zwecken: die Kinder zur Arbeitsamkeit zu gewöhnen, dem Müßiggange zu wehren, dem Handwerk einen brauchbaren Nachwuchs und der Industrie anstellige, fingerfertige Ausbeutungsobjekte zu liefern. Im großen ganzen daselbe, was hundert Jahre vor Clauson-Raas der Kaplitzer Pfarrer Kindermann und der Göttinger Pastor Wagemann mit ihren Industrieschulen erstrebt hatten. Die Kinder tüchtig zu machen zum Spinnen, Klöppeln, Wollekrempeln usw., darin erschöpften sich ihre Ideale; es kam ihnen wirklich nur auf die Erzielung einer möglichst gesteigerten Handfertigkeit an. Arbeitsunterricht um des Arbeitens willen.

Die rückständigen, manchesterlichen Kreise im Deutschen Verein für Knabenhandarbeit bewegen sich noch heute in diesem engen Rahmen. Die Richtung etwa, die durch den Vorsitzenden v. Schenkendorff repräsentiert wird, weist es weit von sich, in der Arbeit die bedeutungsvollste und wertvollste Verbollständigung der Hilfsmittel der Pädagogik zu erblicken. In einer Zeitschrift, die ihr nahesteht, wurden erst vor kurzem Wesen und Ziel ihrer Bestrebungen wie folgt dargelegt: Der Handfertigkeitunterricht geht von der Grundanschauung aus, daß die Erziehung der männlichen Jugend heute noch zahlreiche und für die Gesamtentwicklung des Kindes hochwichtige Anlagen und Kräfte nach der technischen und künstlerischen Seite hin unentwickelt lasse, besonders bleibe der so mächtig im Knaben vorhandene Tätigkeitstrieb, der körperliche Stoffe formen und gestalten will, völlig brach liegen. Durch den Wechsel von geistiger und körperlicher Arbeit werde das geistige Leben frisch erhalten und, indem dieser Tätigkeitstrieb in methodisch geordneter Weise Nahrung erhalte, werde dem Kinde von Jugend an eine Gewöhnung zur steten nützlichen Beschäftigung anezogen, womit ihm eine bewahrende Kraft vor den Gefahren des Müßigganges erwächst. Gleichzeitig werde das Kind selbständiger, für das heute hochentwickelte volkswirtschaftliche Leben grundlegend vorbereitet und in allen Kreisen des Volkes eine sozialgerechtere Schätzung und der Arbeit der Hand erzeugt.

Um von dem Handfertigkeitunterricht ein richtiges Bild zu bekommen, ist es nötig, darauf aufmerksam zu machen, daß er als besonderes Fach betrieben wird, keine Verbindung mit dem übrigen Unterricht aufweist und sich mit der Anfertigung häuslicher Gebrauchsartikel begnügt.

Diese drei charakteristischen Eigenschaften bedeuten drei schwere Mängel. Soll die Arbeit für die Erziehung nützlich gemacht werden, so ist sie nicht als Fach, sondern als Prinzip aufzufassen, nicht außerhalb des Unterrichts zu stellen, sondern in lebendiger wechselseitiger Verknüpfung mit der theoretischen Belehrung zu betreiben, und nicht als eine spielerische Beschäftigung zur Anfertigung von Lampenschirmen, Schlüsselhaltern und Fliegenfängern, sondern als konkretestes Ausdrucks- und Darstellungsmittel unter allen grundlegenden Unterrichtsmitteln zu bewerten.

Der von Scherer-Worms begründete Werkunterricht sucht diesen Forderungen gerecht zu werden. Er erfordert keine Werkstätten, sondern läßt sich im Schulraum selbst und mit geringen Mitteln durchführen, steht nicht außerhalb des Unterrichts als besonderes Fach, sondern tritt als veranschaulichende Ergänzung zu diesem hinzu, nicht zum letzten auch dadurch, daß er, anstatt Gebrauchsgegenstände anzufertigen, sich die-gegenständliche Darstellung und Wiedergabe von Objekten des Unterrichtes angelegen sein läßt. Da er besonders den Anschauungsunterricht wirksam zu unterstützen vermag und obendrein keine größere körperliche Kraft und Geschicklichkeit voraussetzt, wird er als für die Unterstufe besonders geeignet und als zweckmäßige Vorstufe für den später folgenden Handfertigkeitunterricht angesehen. Werk- und Handfertigkeitunterricht würden etwa in der Mitte der Schuljahre zusammentreffen, „und es wird nicht schwer sein, beide Richtungen in organischen Zusammenhang zu setzen und ineinander übergehen zu lassen“. In diesem Sinne etwa hat auch auf dem diesjährigen Kongreß des Deutschen Vereins für Knabenhandarbeit Schulrat Dr. Löwen in Augsburg seine Ausführungen über den Werkunterricht, die Vorstufe des Handfertigkeitunterrichts, seine Bedeutung und Gestaltung in der Unterstufe der Volksschule gehalten.

Ob sich in dem beengenden Schematismus der heutigen Schulorganisation ein Werkunterricht freilich praktisch immer im vollen Umfange durchführen läßt, was dem Theoretiker vorschwebt, ist sehr fraglich. Selbst Scherer ist dies nach dem Urteil eines Sachverständigen nicht gelungen. In der „Allg. Dtsch. Lehrzeitg.“ schrieb vor reichlich einem halben Jahre Hilsdorf-Darmstadt



darüber: „Der Wormser Werkunterricht stellt durchaus keine eigenartige Richtung dar, sondern bildet eine Verbindung einzelner Leipziger Lehrgänge (Apparatur und Flachschnitt an Stelle des Kernschnittes) und des von Hertel betriebenen Formunterrichtes, wozu letzterer in Worms eine außergewöhnliche Bevorzugung gefunden hat. Das einzige unterscheidende Merkmal ist nur die von Schulrat Scherer geprägte Bezeichnung „Werkunterricht“. Im großen und ganzen sind es meist Gebrauchsgegenstände, mit Ausnahme der geometrischen Körper. Eine innige Verbindung des Arbeitsunterrichtes mit dem Schulunterrichte besteht bei dem Werkunterrichte nicht.“

Hilsdorf, der diese Kritik übt, geht entschieden über Scherers Werkunterricht hinaus; er betrachtet das Leipziger System als einen Hemmschuh der ganzen Bewegung und fordert innigste Verbindung von Unterricht und Arbeit zum Zwecke allseitiger harmonischer Entfaltung der kindlichen Anlagen und Kräfte des Körpers wie des Geistes. Ihm am nächsten steht die Richtung Kumpf, die eine organische Verbindung von Raumlehre, Zeichnen, Pflanze des Farbensinnes und Handarbeit anstrebt, infolge vielfacher Mängel aber nur wenig festen Fuß zu fassen vermocht hat. Alle übrigen Richtungen und Methoden (Hertel, Springer, Brüdmann, Zeißig u. a.) tragen mehr oder weniger den Charakter ihrer Abstammung vom Leipziger System in ihrem Wesen, ohne durch die ihnen neu einberlebten Zutaten als Ganzes eigenartig und selbständig auftreten zu können.

In jüngster Zeit hat der Leipziger Seminaroberlehrer Frey die Frage des physikalischen Arbeitsunterrichtes mit Nachdruck betont und an weitere Kreise herangebracht. In seinem Referat gelegentlich des Dortmunder Lehrertages verteidigt er die Auffassung, daß die Volksschule in ihrer Entwicklung von der Lern- zur Arbeitsschule werden festhalten müssen am Fach-, Lehrplan- und Stundenprinzip, daß die letzte Entwicklungsform der Arbeit die Reform des naturkundlichen Unterrichtes betreffen werde und daß alle Versuche, diesen Unterrichtszweig in der Form der planmäßigen, geistbildenden Beschäftigung auszubauen, auf einen mehr oder weniger ausgeprägten physikalischen Arbeitsunterricht führen würden. Wie sich Frey diesen Arbeitsunterricht im einzelnen denkt, hat er in einem dieser Tage erschienenen größeren Werke des näheren dargelegt.

Wer die Entwicklung der Bewegung für Einführung der Arbeit in den Unterrichtsbetrieb der Schule bisher verfolgt hat und prüfenden Blickes weiter begleitet, kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die Zeiten vorüber sind, in denen weitere Kreise von der Handfertigkeit und einem diese vermittelnden Unterricht sich ernsthaft einen Gewinn für die Erziehung oder den sozialen Lebensprozeß versprechen konnten. Immer mehr sieht man ein, daß ein Arbeitsunterricht als Fach, zum Anhängsel des Unterrichtes degradiert, ohne innere Verbindung mit dem Gesamtunterricht seinen Zweck verfehlt. Der Handfertigkeitunterricht, in welcher Schattierung er auch erteilt werde, möchte etwas Neues und Ganzes sein und kommt doch über die mäßige Halbheit nicht hinweg, strebt Großes und Echtes zu leisten an und bleibt doch ein Surrogat, trägt tausend Keime einer kräftigen, lebensvollen Entwicklung in sich und findet in dieser unvernünftigen Weltordnung des kulturfeindlichen Besitzes doch nicht die Bahn zur Höhe, von der er seine Segnungen über die Geschlechter ausschütten könnte.

Das Wort Handfertigkeitunterricht wirkt wie der verblähte Titel einer veralteten Buchausgabe, in der ein innerlich noch unfertiger Autor suchend und tastend, von richtigen Instinkten geleitet und von ideologischen Unklarheiten immerfort abgelenkt, der Lösung eines großen Problems zurecht.

Das Wort Arbeitsunterricht dagegen strahlt die ganze volle Klarheit einer innerlich reifen und einheitlichen großen Erregung wieder, der die Zukunft gehört.

Mögen auch die begeistertsten Förderer und Befürworter des Arbeitsunterrichtes von heute darüber die Köpfe schütteln und — sich patriotisch bekräftigend — mit dem Brustton sittlicher Enttäufung gegen die Macht des Umsturzes wettern, wir wissen, daß es nur der Sozialismus sein kann, der ihre kühnsten pädagogischen Ideale verwirklichen wird.

## Kleines feuilleton.

**Dachspielplätze für Kinder.** Die Schulkinder brauchen unter allen Umständen offene Erholungsplätze. Die Städte weigern sich meistens deshalb, solche herzugeben, weil die Bodenpreise so hoch sind. Daburch kommen naturgemäß die Kinder in den dichtbewohnten Stadtteilen schlecht weg, denn größere Erholungsplätze liegen zu weit entfernt, und die Eltern haben nicht immer Zeit, sie dahin zu begleiten und zu beaufsichtigen. Man sollte daher im Interesse der Gesundheit die Benutzung flacher Dächer bei Neubauten ins Auge fassen, und vor allem lämen in dieser Beziehung die Schulgebäude in Frage. In der Regel wird bei den Gebäuden der Dachboden nicht richtig ausgenützt und ist daher zu teuer. Namentlich in Schulhäusern sind wenig alte Gegenstände vorhanden, die auf dem Hausboden aufbewahrt werden müßten. Außerdem können in den Pausen oben nicht nur Jugendspiele getrieben werden, sondern auch der Turnunterricht kann dort stattfinden. Um die Schüler zu schützen oder geworfene Bälle auf-

zuhalten, sind die Ränder mit einer soliden Mauer zu umgeben, auf der eine überzogene Eisenkonstruktion ruht. Londoner Dachspielplätze haben durchbrochene vergitterte Brüstungen, damit die Kinder sehen, was auf der Gasse vorgeht, und nicht aus Neugierde auf die Mauer klettern. Der Boden dieser Spielplätze besteht aus einer leicht geneigten wasserdichten Asphaltdecke. Die Aufzählung macht sich auf den Dächern wegen des regen Luftzuges gar nicht fühlbar, während sie in den gebräuchlichen schachtartigen Schulhöfen, wo Rauch und Auf der Nachbarschlothe wie in einen Kamin gesogen werden, zu einer bedeutenden Unannehmlichkeit wird.

### Aus dem Tierleben.

**Ueber das Schlafen der Fische.** Daß Fische, ebenso wie andere Tiere schlafen, ist bisher vielfach bestritten und bezweifelt worden. Auf Grund eingehender Beobachtungen, die in der zoologischen Station in Neapel angestellt wurden, glaubt man behaupten zu können, daß Fische wirklich schlafen. Es ist ja bekannt, daß jede Bewegung bei Eintritt der Dunkelheit aufhört; stundenlang schweben sie auf dem Fleck, auch die ruhelosen Augen stehen still. Die meisten Fische schlafen nicht auf dem Grund, sondern frei schwebend. Stört man das Gleichgewicht durch Verdrängung der Flossen, die rasch wieder nachwachsen, so schlafen die Fische senkrecht im Wasser stehend. Manche, wie die Mondfische, legen sich wirklich zum Schlaf auf die Seite. Seeleute finden sie bisweilen in diesem Zustande auf dem Wasser treibend und können sie dann bei vorsichtiger Annäherung mit der Hand fassen. Die Augen haben die Fische während des Schlafes stets offen, da ihnen die Lider fehlen. Eine Ausnahme bildet der Hai, der regelrecht mit geschlossenen Augen schläft. Er hat nicht nur frei bewegliche Augenlider, sondern auch meist noch eine Nidhaut, wie die Vögel. Bei geschlossenem Auge verengt sich auch die Pupille, wie beim schlafenden Menschen. Die Haie weichen insofern ab, als sie, wie alle Raubtiere, echte Raubtiere sind. Bei Tag liegen sie in tiefem Schläfe, kaum bricht aber die Dämmerung herein, so werden sie lebendig, dann sind sie wie verwandelt. Mit gelbglänzenden, unheimlich glänzenden Augen und weit geöffneten Pupillen schießen sie ruhelos durchs Wasser, gierig nach Raub aussehend. Mit dem anbrechenden Tageslicht stellt sich der Schlaf wieder ein. Das schließt aber nicht aus, daß sie auch am Tage, wenn sie geführt werden oder sich besonders ledere Beute zeigt, im Augenblick alle Müdigkeit abschütteln und ihren Auf vollauf rechtfertigen.

### Aus der Pflanzenwelt.

**Zwei sonderbare Fälle von Mimikry im Pflanzenreich.** Daß im Pflanzenreich Mimikry (nachahmende Anpassung) vorkommt, wird von vielen Forschern bestritten, immerhin läßt sich nicht leugnen, daß im Pflanzenleben Vorkommnisse bekannt sind, die den betreffenden Pflanzen das gewöhnliche, was die Insekten mit der Nachahmung bestimmter Formen erreichen: Schutz gegen feindliche Angriffe. Ueber ein paar derartiger Schutz-einrichtungen der Pflanzenwelt berichtet Dr. Fleck-Azuga aus Deutsch-Südwesafrika. Es handelt sich um zwei nicht näher bezeichnete Arten von Mesembryanthemum, die *Mittagsblume*, eine Pflanze, von der manche Arten unter der Bezeichnung Eiskrautgewächs im Zimmer gepflegt werden. Bei der einen Art sitzen die grünen Blätterbüschel 10 Zentimeter und tiefer in der Erde, nur das obere Ende der beiden, keulenförmigen Blätter kommt ans Tageslicht. Diese flachgewölbten Enden stimmen nun in Form und Farbe peinlich genau mit den kleinen Kieselsteinen der Umgebung überein, so daß die Pflanze nur schwer aufzufinden ist. Einzig zur Blütezeit verrät die Pflanze ihren Standort. Die Pflanze läßt das Licht durch die oberen Enden der Blätter eintreten, woselbst dieses von den chlorophyllhaltigen Zellen aufgenommen und in den Dienst des Pflanzenlebens gestellt wird. Das eigenartige Aussehen der oberirdischen Teile schließt die Pflanze vor dem Fraß der zahlreichen Antilopenarten, welche die wüsten Heimatgebiete dieser Mittagsblume bevölkern.

Die andere Art ist ähnlich, doch sind die Blätter ganz oberirdisch. Diese Blätter — die Pflanze erzeugt davon nur zwei — sind hüfnereigröße, etwas nierenförmige, knollenartige Gebilde, die mit ihren flachen Seiten aneinanderstoßen. Auf kurzem Stiele schiebt sich zwischen diesen Blattgebilden die orangefotgefärbte Blüte hervor. Die hart dem Boden aufsitzenen Blätter gleichen in diesem Falle ganz und gar dem umgebenden Kieselhötter, sodas auch diese Art vor Lierztrag sehr geschützt erscheint.

Dr. Fleck bezeichnete beide Arten als neue. Es sind vom Mesembryanthemum zirka 300 Arten bekannt, die fast alle in Südafrika beheimatet sind. Unter den in Kultur befindlichen Mittagsblumen ist übrigens manche Form anzutreffen, die mit den beiden obigen Arten gewisse Ähnlichkeiten aufweisen, so daß es doch nicht unmöglich ist, daß die Arten schon bekannt und auch benannt sind. Dr. Fleck selbst gibt keine Artnamen an, er nennt nur die Gattung.

Dem Blumenfreunde ist die Pflege vieler dieser Mittagsblumenarten nur zu empfehlen. Die meisten Arten sind ausdauernd und wollen im Zimmer ähnlich behandelt werden wie die Kakteen. Alle Handlungen, welche sich mit dem Kakteenverkauf beschäftigen, haben auch etliche Arten von Mittagsblumen anzubieten. Alle diese Arten bieten ihren Pflegern eine ständige Quelle lebhafter Freude, die ihren Höhepunkt erreicht, wenn die Blumengebilde erscheinen. Nur bei vollem Sonnenschein, meistens um die Mittagszeit, seltener am Nachmittag, öffnen die Blüten ihre Straßentrone.